

ALBERT MOLL. **Das nervöse Weib.** Berlin, F. Fontane & Cie. 1898. 226 S.

Nachdem uns der Verfasser in einigen besonders ausgesprochenen Typen weiblicher Nervosität ein Beispiel von dem gegeben hat, was er unter diesem Namen versteht, geht er in seinem zweiten Kapitel auf das Wesen und die Bedeutung der weiblichen Nervosität über, deren populärer Begriff sich mit keinem wissenschaftlichen Krankheitsnamen deckt, sondern vielmehr für Symptome von Neurasthenie, Hysterie, Hypochondrie und psychischen Entartungszuständen sowie für Mischformen aller dieser Krankheiten angewendet werde.

Andererseits beschränkt er sich auf die Nervosität des Weibes, weil sich das Weib in der That vom Manne unterscheidet, nicht nur durch gewisse angeborene und erworbene Eigenschaften, sondern auch durch die in Folge der Nervosität entstandenen seelischen Zustände. Es bestehen unzweifelhaft Unterschiede unter den Geschlechtern, und hieraus ergibt sich die Berechtigung, das nervöse Weib gesondert zu behandeln.

Die Berechtigung hierzu wollen wir dem Verfasser eben so wenig bestreiten, wie seine Befähigung.

Er beherrscht das gewaltige Material nach jeder Richtung hin, und was er sagt ist klar und vernünftig.

Weniger klar ist, weshalb er das sagt, und für wen sein Buch eigentlich bestimmt ist.

Im Grunde genommen erfahren wir dadurch nichts Neues. Alles was uns hier auf den 226 Seiten entgegen tritt, haben wir in ähnlicher Weise schon früher gelesen, und ob sein Buch der weiblichen Nervosität mehr Schaden zufügen wird, als dies seinen Vorgängern beschieden war, lasse ich dahingestellt. Der Art der Behandlung nach hat er für sein Buch ein grösseres Publikum und zwar in erster Linie wohl das nervöse Weib selber ins Auge gefasst, obwohl er sich mehrfach in längeren Auseinandersetzungen an die Adresse der Aerzte wendet.

Ob es nun rathsam sei, nervösen Damen alle Erscheinungen auseinander zu setzen, an denen zu erkranken ihr Zustand ihnen eine Berechtigung gewährt, wird von anderer Seite bestritten, und so liesse sich auch gegen die Zweckmässigkeit einiger anderen Ausführungen manches einwenden.

Zustimmung aber wird man dem Verfasser in alledem zollen müssen, was er über Verhütung und Behandlung sagt, und es kann nicht oft genug darauf aufmerksam gemacht werden, dass man in den Klagen des nervösen Weibes keine Einbildung sehen, oder sie gar mit Spott und Ablehnung beantworten darf.

PELMAN.

MILNE BRAMWELL. **James Braid, His work and writings.** *Proceedings. Soc. Psych. Res.* 12, 127—165. 1896.

Der Schotte BRAID, Arzt in Manchester (geb. 1795, gest. 1860), ist einer der Fruchtbaren auf dem Gebiete des Hypnotismus. BRAMWELL erwähnt nicht weniger als 33 Abhandlungen desselben. PREYER hat in „Die Entdeckung des Hypnotismus“, Berlin 1881, die Hauptlehren von BRAID zusammengestellt; er hat auch einen Theil der Abhandlungen von demselben ins Deutsche übertragen („Der Hypnotismus, Ausgewählte Schriften von

J. BRAID“, Berlin 1882). BRAID zeigte zuerst, entgegen den Anhängern des thierischen Magnetismus wie LAFONTAINE u. A., dass zur Erklärung der in dieses Gebiet gehörigen Erscheinungen es nicht nöthig sei ein zweites mit magnetischen Kräften begabtes Individuum anzunehmen, — sondern dass dieselben sich durch angestrengte, ev. durch Fixation gesteigerte Aufmerksamkeit hervorrufen lassen. BRAID's Untersuchungen haben wohl heute nur noch historischen Werth. UMPFENBACH.

MILNE BRAMWELL. **On the Evolution of Hypnotic Theory.** *Brain*, Bd. 19 (P. 76), S. 459—568.

BR. giebt eine ausführliche Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten und Theorien über den Hypnotismus, beginnend mit BRAID. Auch die deutsche Literatur ist zahlreich herangezogen. Auf Vollständigkeit macht die Arbeit keinen Anspruch. Wer wollte auch die sämtlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der hypnotischen Literatur kennen? MAX DESSOIR führt bereits 1888 in seiner Bibliographie des modernen Hypnotismus mehr als 800 einzelne Arbeiten an! Die Fortsetzung giebt dann ALBERT MOLL in seinem Literaturbericht in der *Zeitschrift für Hypnotismus* im Jahre 1893. — Auch BRAMWELL kommt zu dem Schlusse, dass mehr denn anderswo auf dem vorliegenden Gebiete gilt: quot capita tot sensus. Er schliesst mit dem Wunsche, dass Jedermann nur den Willen haben möchte, mit Würde und Ruhe der Wahrheit und Wissenschaft zu dienen. UMPFENBACH.

E. PARISH. **Zur Kritik des telepathischen Beweismaterials** (Vortrag gehalten in der „Psychologischen Gesellschaft“ in München). Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1897. 48 Seiten.

Verf. unterzieht das Beweismaterial, welches die „internationale Statistik der Wach-Halluzinationen“ zu Gunsten der Telepathie erbrachte, einer eingehenden Kritik. Obwohl er hierbei von der Ansicht ausgeht, dass man das vielfach mit Sachlichkeit und Sorgfalt gesammelte Material vorurtheilsfrei prüfen muss und nicht — wie es so oft geschieht — einfach kurzer Hand ablehnen und als Betrug hinstellen darf, kommt er doch zu dem Ergebniss, dass auch das neue Material keine Stütze für die telepathische Theorie bietet. Diesen Satz begründet er mit folgenden 4 Einwänden.

Zunächst ist eine Erinnerungstäuschung, eine „retroaktive Halluzination“ bei einem Theile der Fälle nicht ausgeschlossen.

Sodann hat die Annahme einer „Erinnerungs-Adaptation“ bei derartigen scheinbar ausserordentlichen Ereignissen viel Wahrscheinlichkeit für sich; ja Verf. weist sie in 3 Fällen des Berichts als unzweifelhaft nach.

Treffen jedoch diese beiden Bedenken nur einen kleinen Theil des gesammelten Materials, so wendet sich Verf. im dritten Theile seiner Ausführungen gegen das Wesen der Wach-Halluzinationen überhaupt. Letztere giebt es nach seiner Meinung in Wirklichkeit gar nicht, und verdanken ihre scheinbare Existenz nur dem Umstande, dass mit der Erinnerung an eine Trugwahrnehmung sich die Vorstellung des Wachseins verbindet, wie man dies so oft auch bei mittleren und niederen Graden der Hypnose bemerken kann. Sobald nämlich ein Erinnerungsbild Schärfe, Deutlichkeit